

391 Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

Herr Rutor pflichtete bei: Sicher vom Standpunkt der absoluten Gerechtigkeit.

Dann erinnerte er sich der letzten Worte Herrn Rabius: „Eine zu schüchterne Gerechtigkeit würde die Missetat ermutigen,“ und er führte dieses Thema jetzt aus und variierte es nur etwas.

„Aber eine absolute Gerechtigkeit gibt es nicht in dieser Welt. Wir verfügen nur über eine relative Gerechtigkeit. Diese hat als einziges Ziel die genaue Sühne durch Strafen. Wir erwarten auch, daß sie uns gegen das Verbrechen beschützt. Also muß man sich ihren Forderungen anpassen.“

Das Mädchen war in dem reizenden Alter, in dem man glaubt, daß nichts unerreichbar ist und das großmütige Gewissen sich nicht mit solchen Theorien abfinden läßt.

„Oh Papa!“ murmelte sie.

Herr Rutor sah seine Tochter mit gequältem, traurigem Blick an, als ob er das Böse nur zu gut kenne. Er litt darunter, den reinen Eifer dieser klaren Seele zu enttäuschen. Aber wie konnte man die menschlichen Angelegenheiten berühren, ohne auf ihr Niveau herabzusteigen. . . .

„Ich sage Dir noch einmal,“ fuhr er fort, „daß die Missetäter außerordentlich schlau sind. . . . Zwischen ihnen und der Justiz besteht eine Art Zweikampf, in dem sie gewisse Vorteile haben, weil ihnen die schlimmsten Waffen gut genug sind. Für Verbrechen ist nicht immer leicht zu fassen. An dem Tage, an dem wir materielle Gewißheit verlangen, entschleppen sie unserem Netz, dessen Maschen gelockert sind. Sie werden sich als die Stärkeren fühlen: Die Strafflosigkeit würde ihre Kühnheit und ihre Zahl mehren. Nehmen wir an, Vermantes wäre schuldig und würde freigesprochen, es wäre wie eine Prämie der Ermutigung für die verstecktesten, schlauesten Mörder. . . . Nehmen wir an, er ist unschuldig und wird verurteilt. . . . oh, es wäre entsetzlich, ich bin einer Meinung und ich schauere bei diesem Gedanken. . . . Doch wenn er zu Unrecht freigesprochen würde, so wäre es eine vollkommene Ungerechtigkeit! Ein schrecklicher Zwiespalt! Es gibt vielleicht eine unsichtbare Waage, welche über unsere Köpfe hinweg die Ausgleichung zwischen Schuld und Strafe regelt. . . . Vielleicht sind wir nur die unbewusste Lenkstange, vielleicht dienen selbst unsere Irrtümer den unergründlichen Absichten der Gerechtigkeit. . . .“

„Welcher Gerechtigkeit, Papa? Dieser Mann hat Kinder; für sie besonders müßte sie richtig sein und sich nicht irren.“

Anne-Maries Worte leuchteten wie ein Blitz in dunkler Nacht auf. Das Gerüst praktischer Gründe und sozialer Argumente, das Herr Rutor sich errichtet hatte, stürzte zusammen. . . . Ein Irrtum, den das Gesetz sanktionierte, trifft nicht das Opfer allein; er dauert bis ins Unendliche fort, er währt bis in die Zukunft hinein für die kommenden Generationen. Schädlicher als das Verbrechen, mörderischer als Gift oder Dolk hat er schrecklichere Folgen als die schlimmsten Frevel.

All dies stand vor der Seele Herrn Rutors, als ob der Schrei seiner Tochter die Klage der zu Unrecht Verurteilten wachgerufen hätte, deren empörte Kinder sie vielleicht einst rächen würden.

„Ach,“ murmelte er, „die Kinder. . . .“

Dumpfes Schweigen herrschte am Tisch, das Frau Rutors friedliche Stimme unterbrach.

„Du hast mir manchmal gesagt, daß ihr eure Ueberzeugung auf Tatsachen stützen müßtet, ohne etwas anderes zu betrachten und daß, wenn man sich an diese feststehende Regel hielt, man mehr Aussicht hätte, einen Irrtum zu vermeiden. Jetzt wäre es doch der Fall, diese Theorie in Anwendung zu bringen, nicht wahr. Ist es nicht gleich, was dieser Vermantes bis zu dem Unfall war? . . . Hatte er die Absicht, einen Mord zu begehen? Das ist die Frage! Habt ihr keine bestimmten Tatsachen dafür gefunden, ist kein Beweis vorhanden. Und wenn bei Dir ein Zweifel besteht, kannst Du die Verurteilung verlangen?“

Anne-Marie, zitternd über ihre Kühnheit, fügte hinzu: „Großer Gott, solltest du keine Zweifel kennen?“ „Ich will noch weiter suchen!“ beschloß Herr Rutor. Er stand vom Tische auf und versenkte sich von neuem in das Studium der fürchterlichen Akten.

22. Kapitel.

Als der Staatsanwalt seinen Platz einnahm, überflogen seine Augen den Saal. Wie am Tage vorher war er gedrängt voll. Aus der Menge der Gesichter kannte er Chaussy heraus, Jean Bogis, das Ehepaar Languard und Frau Aurora Windelmatten. Auf der Tribüne saß neben Frau Rudrit, die von Baronin Kharv begleitet war, Herr Rabius, den Kopf steif in die Höhe gestreckt.

„Was wird mein Kollege sagen, wenn er sieht, daß ich seinen Rat so außer acht lasse,“ fragte sich Rutor, der sich nicht hatte entschließen können, die Anklage in ihrer ganzen Kraft aufrecht zu erhalten, noch sie vollständig aufzugeben. Er war über diesen Kompromiß unzufrieden, weil er ein Feind von Halbheiten war. In diesem Moment begegnete er den Blicken des Herrn Rabius, sie grüßten sich mit leichtem Kopfnicken; der Endeffekt ihrer Unterhaltung vom Tage vorher fiel Herrn Rutor ein: „Eine zu schüchterne Gerechtigkeit würde die Missetat ermutigen“. Niemals war ihm dieses Prinzip so klar erschienen.

„Rabius hätte nicht wie ich gezögert,“ sagte er sich und ärgerte sich schon über seine Schwäche. Diese Gedanken zuhren ihm rasch durch den Sinn, während es im Saale still wurde. Bei Beginn seiner Reden war er immer erregt, und heute noch mehr als sonst. Seine Hände waren kalt, sein Kopf brannte, mühsam rang er nach Atem. Er warf einen Blick auf die Aufzeichnungen seiner Rede und fühlte, daß seine Gedanken sich verwirrten. Aber der Präsident erteilte ihm das Wort. Er erhob sich automatisch, legte sein Barett neben sich und begann fast erstaunt die Worte und Sätze wiederzufinden, die er sich zurechtgelegt hatte.

Nach einer kurzen Einleitung, die sich in allgemein gehaltenen Betrachtungen bewegte, verurteilte er in einigen scharfen Worten d'Entraque: „der die Justiz, um seinen Daz zu befriedigen, hatte irreleiten wollen, der so kühn gewesen war, ihr in ihren Schranken zu treten und sich das Recht der Strafe angemacht hatte“. Er gab zu, daß das plötzliche Zusammenbrechen dieses falschen Zeugnisses, das er bis zuletzt für die Hauptstütze der Anklage gehalten hatte, seine Pflicht schwieriger gestalte. Von einem solchen Zwischenfall überalicht, hätte er einen Augenblick bei seiner Aufgabe gezögert. Aber wenn er sie nicht allein den Geschworenen unterstellte, so geschah es, weil er eine so bequeme Auffassung, die ihn jeder Verantwortung enthoben hätte, vor sich selbst zurückwies.

Ohne auf den Entschluß der Schiedsrichter zu großen Einfluß nehmen zu wollen, würde er sich bemühen, ihnen den Prozeß mit möglichster Unparteilichkeit auseinanderzusetzen, ohne der widersprechenden Aussagen d'Entraques, die er auszumergen versuchen wollte, „als verwirrendes, unwahres Element“.

Die Mäßigkeit der Einleitung wirkte sehr auf die Zuhörer. In demselben maßvollen Tone ging Herr Rutor über die früheren Lebensumstände von Vermantes hinweg und erklärte, weshalb er es tat: Hier kam eine jener außergewöhnlichen Handlungen in Betracht, von denen es nicht notwendig ist, daß sie mit den früheren verttet sind. Es hatte sich eine Tatsache ereignet, deren Wirklichkeit man nicht durch Rechtsbeweise oder Vernunftgründe erklären konnte. Ist ein Angeklagter eines Vergehens fähig? . . . Er kann es begangen haben, selbst wenn es nicht so scheint, oder umgekehrt. Man kann die Frage, ob er es begangen hat, beantworten, wenn man das von der Untersuchung gegebene Material prüft. Es waren keine Zeugenaussagen vorhanden, die auf eine Gewißheit schließen ließen. Die Erforschung der Beweggründe von Vermantes oder der Charakter seines Tuns brachte keinerlei Aufschluß.

Die Berichte der Buchhalter ließen die Annahme zu, daß Vermantes ein augenscheinliches Interesse am Tode des Generals hatte, sofern er nur die Existenz eines Testaments,

zu seinen Gunsten kannte oder vermutete. Unglücklicherweise hatte sich dieser Hauptpunkt nicht aufgeklärt: die tragische Aussage von Luise Donnaz war kein günstiger Beweis gegen die niederschmetternde Hypothese geworden, sie genügt nicht, ihn von dem Verdacht zu befreien. Belastende Umstände kamen hinzu: der Besuch in La Combette, den Vermantes durch den Vorwand begründete, eine Kur in Aix gebrauchen zu wollen, die er dann nicht unternahm. Die langen Unterhaltungen mit seinem Gastsfreund, von denen der Kammerdiener Justin berichtet hatte, das Datum des Testaments, das einige Tage nach seiner Abreise aufgesetzt worden war, selbst gewisse Worte des Generals, die der Notar Lorie wiederholt hatte. Herr Autor nannte diese Tatsachen in einer festen, kalten Sprache „eigentümlich“, und gab ihnen noch mehr Gewicht, als er erklärte, daß sie im eigentlichen Sinne keine moralischen Delikte, aber dafür sehr zahlreich wären.

Als Herr Autor über die Tat selbst sprach, bewahrte er dieselbe Vorsicht: er ließ die Nebenachen fort und sprach nur von einer geringen Anzahl Argumente, davon eins ihm „genügend, um den schlimmsten Verdacht zu bestätigen“ schien. Der vorzügliche Schütze Vermantes, eitel auf seine Geschicklichkeit, verfehlte den Damhirsch, „ein Tier, das nicht einen Meter hoch ist.“ und trifft den General, einen großen Mann, ins Herz, also „mindestens in einer Höhe von 135 Zentimeter.

„Unerkennliche Ungeheuerlichkeit, ein Fehlschuß, der stutzig macht.“ Man kann anführen, daß selbst die geschicktesten Schützen fehlschießen können. Das ist wahr. Aber um zu erklären, daß die besagte Kugel, die für den Damhirsch bestimmt war, den General traf, muß man konstatieren: Erstens: den Zufall, daß der General sich gerade in der Sekunde hinter dem Damhirsch im Gebüsch befand, als dieser die Richtung überschritt. Zweitens: den Zufall, daß die Kugel die richtige Höhe verfehlt, und den dritten Zufall, daß eben diese Kugel mitten ins Herz trifft: eine seltsame Vereinigung von Zufällen — besonders wenn man an alle anderen denkt, die sich bereits in diesem Prozeß vereinten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Nönnlein vom Kloster Ladins.

Von Anna Croissant-Rüst.

Hoch über dem Eisack, auf schroffem Fels, steht das weiße Kloster und schaut mit vielen blindenden Fenstern und mit drei wichtigen Türmen über das Tal hin. Fast gemahnt es an eine Festung, die hellen Klostermauern an eine Kaserne, selbst die Kirche trägt kriegerisch ihr behelmtes Haupt.

Am Himmel drängen und jagen sich Frühjahrswolken, graue und weiße, runde, dicke, die wie Watte aussehen, und langgestreckte, zerissene, die gierig wie wilde Wölfe in die anderen hineinfahren; dazwischen werden große Stüde grellblauen Himmels kaleidoskopartig hin und her geschoben.

Der Fluß geht mit gelber, träger und doch eiliger Flut, an den Weinbergsmauern ist schon das Nebholz gehäuft, grün leuchten die Matten und wie Riesenstraßen da und dort, unten und oben, einzeln und zu langen Reihen aufmarschiert, oder wie zu einem Feldlager über den riesigen Anger hin verteilt, die Obstbäume.

Darüber reihen sich, mit einem dicken Schneepelz angetan, die hohen Berge am Himmel. Zu ihnen steigen die Wälder hinauf, die einen lichtgrünen Schimmer von jungen Birken und jungen Lärchen tragen, wie ein leises, frohes Lachen; zu ihnen steigen die Matten, die Felder, die Weinberge steil empor, als ob alles nach oben sich ringe. Die Matten zum Berg, der Berg zum Felsen, der Felsen zum Wald, der Wald zu dem Schrosen, der Schrosen zum Schnee und zum Himmel.

Wenn die Sonne scheint, schießt sie förmlich grell durch die Wolken, als wolle sie mit einemmal alles aus der Erde zaubern. Und die Menschlein trabbeln und hasten in den Wegen und Steigen, in den Weinbergen und Feldern, zwischen den grellgrünen Wiesen und braunviolettten Feldern, in die der Pflug tiefe Schründen reißt. Von oben sieht es aus, als seien sie von einer Gigantenhand wahllos ausgestreut und hasteten nun durcheinander, wie ein aufgeföhrtes Ameisenneß, verwirrt und in zitternder Eile sich wieder zusammenzufinden.

Zug um Zug braust und rumort durch das Tal, aufwärts dem Brenner zu, abwärts nach dem Silden. Und die Ansel fängt den ganzen Tag, den ganzen Tag.

Ein Nönnlein steht Tag für Tag in dem großen Gang des weißen Klosters; am Fenster steht sie und drückt die Nase platt und schaut auf die eilenden Wolken und auf die eilenden Jüge; auf die trabbelnden Menschlein schaut sie, die da unten so eusig schafften, die hin und her rennen können, wie sie wollen, lachen und schreien, wie sie wollen; auch die Ansel hört sie, die so laut und beharrlich singt.

Ein warmer, fester, vertraulicher, ach so vertraulicher, heimlicher Geruch von Dünger steigt ihr in die Nase; das Nönnlein schlürft förmlich diesen heimatischen Frühlingseruch; mit geblähten Rüstern, zitternd vor Heimweh, dicke Kindertränen in den Augen, preßt sie sich ans Fenster.

„Nicht so sinnlich, Schwester Eudoxia!“ mahnen die vorbeihuschenden Nonnen, sonst die eine und scharf tadelnd die andere.

Zweimal hat man sie schon zur Abtissin geführt, weil sie immer da oben steht und in die Welt hinunter sieht, auf das winkelige, budelige Städtchen, auf die Schienen, die sich dehnen, südwärts, der Heimat zu, auf die Jüge, die vorüberpoltern und schwerfällige Rauchwolken langsam hinausschicken. Die Abtissin sprach gütige und dann harte Worte, trotzdem hat sie sich wieder an das Fenster gestrichelt mit ihrer großen Sehnsucht.

Morgen darf sogar die Muttergottes auswandern! Morgen wird sie zu Tal getragen, mitten in den Anger blühender Obstbäume hinein, in das weiße Kapellchen, das sich wie mit einem gestärkten Nönnlein angetan, unten spreizt und sein grauschwarzes Dach mit dem kleinen Türmchen wie einen lustigen Kopfschmuck trägt. Die Muttergottes darf den Berg hinuntersteigen; morgen wird sie herabgenommen, feierlich führt man sie durch die Kirchenforten, die Klostersüre ist auf, das große Tor wird geöffnet, die Mauern tun sich auseinander. — Es gibt einen Weg hinunter über den steilen Fels, es gibt einen Weg ins Städtlein, es gibt einen Weg — einen Weg in die Heimat!

„Pinkl! Pinkl!“ machen da unten die Maurer. Sie bereiten der Himmelskönigin den Weg, sie weihen und kallen die Wände, sie arbeiten am Tor; das Nönnlein hört sie lachen und schwätzen und singen. Ein paar junge Kerle sind darunter, Italiener, ein halbverwehter Tabalgeruch, eine verwischte Welle von Gelächter und derben Reden kommt herauf. Nun ist alles wieder still, sie sind fort. Sie sind fort und haben das Tor aufgelassen!

Einen Augenblick steht das Nönnlein mit brennroten Wangen, die Hand, eine derbe breite Bauernhand, auf das rauhe Gewand gedrückt; mit runden, hastigen, bedrückten Kinderaugen sieht sie blitschnell um sich, nach rechts und links, den langen Gang hinauf und hinunter — und schon steigt sie über die Stiege, den zweiten Gang, die zweite Stiege, den untern Gang, die breite Treppe, das Tor, die Pforte. — Großer Gott, sie sind offen! Nun nach dem Hof, das äußere Tor, und hinunter, hinunter fliegt das dunkle Nonnenkleid. Steine poltern unwirsch nach, Geröll schießt in die Tiefe, das Nönnlein hört nichts; sie hat nur das Säulen und Drausen ihres erregten Blutes im Ohr; sie rennt, daß sie ordentlich dicke, glühende Waden kriegt, ihr ist, als sei die wilde Jagd hinter ihr her, sie wieder einzufangen. Immer schneller wird ihr Lauf, der Schleier weht wie eine Flagge des Aufruhrs hinter ihr drein, fängt sich an einem Rosenstrauch und wird weggezerrt, daß er in Fetzen geht. Die kleine Nonne sieht nicht Weg noch Stieg und dennoch fliegt sie in ihrem Taumel sicher vorwärts, über Nebenpfade, die sie nie betreten, überquert Wiesen, um den Weg abzukürzen, findet schmale schwindelnde Stiege an der Felswand hin.

Abhänge, Felder, Bäume, Gärten, Häuser, Scheunen, Geden, alles rast an ihr vorbei. Menschen bleiben stehen, rufen, schreien, lachen hinterdrein. Hinunter, immerzu hinunter. Sie schießt in die engen Gassen, wie ein Schemen drückt sie sich in der Sonne an der Mauer hin, klein, dunkel, verängstigt. Raum findet sie noch Atem, in vollem Lauf über den Platz zu rennen; da ist schon die Brücke, der Fluß, den sie so oft von oben gesehen, die weiße staubige Straße, die im Bogen nach der Bahn zieht, die Schienen, Herrgott, die Schienen! Ihr ist's, als müsse sie in die Knie sinken, gerade da vor dem Bahnhof, im Staub der Straße, und müsse ihn küssen, diesen Staub, und dann fortstürzen über die Schienen weg, geradenwegs in den Zug hinein, der Heimat zu!

Da gibt's ihr einen Ruck, daß sie mitten im Staub der Landstraße wie erstarrt stehen bleibt. Tut sich nicht die Erde vor ihr auf? Es würgt sie in der Kehle, und nur ein heiseres, fast bellendes, kurzes Schluchzen kommt heraus. In ihren Ohren ist ein Klingeln und Läuten, ein Poltern und Dröhnen, als brause der Zug schon heran; sie sieht vor der Freiheit; einen finsternen, feuchten, endlos langen Gang hat sie durchschaut, nun liegt weit und licht das ganze Land vor ihr. Soll sie wieder umkehren müssen, wieder diesen engen, dunklen Gang zurücktappen, immer weiter, immer weiter? Wie mechanisch streckt sie die leeren Hände aus — sie muß zurück, sie werden sie zurückschleppen, sie hat kein Geld!

Das ganze, kleine, rundliche Nönnlein zittert vom Kopf bis zu den Füßen; einen Augenblick macht sie eine Bewegung, als wolle sie den Weg wirklich nach oben nehmen; dann hebt sie mit einem Ruck das heilige Gewand, wie ein Pfeil ist sie in der Restauration neben dem Bahnhof verschwunden, hat auch gleich mit echtem Bauernspürsinn die Küche gefunden und steht dort, hochrot, von Schweiß überströmt, mit zur Bitte gefalteten Händen vor der Wirtin.

Die Wirtin ist keine Wirtin „wundermild“, keine jener runden, gummatigen, hehäbigen Tiroler Wirtinnen, deren Herz man erweichen kann, lang ist sie und hager, die Knöpfe ihres dunkelgrauen Kleides verriegeln einen strengen und largen Busen. Sie trägt ein Netz auf dem Kopfe und ein schwarzes Samtband davor, die wenigen Haare sitzen wie nummeriert, jede Falte ihrer Schürze steht nach Eigensinn und Widerstand aus. Das Nönnlein erkennt mit Schrecken an den Runen, in die sie ihr Gesicht legt, daß sie genau weiß, was sie dem Ruf ihres Hauses, daß ein „drisliches“, und überhaupt, was sie der heiligen katholischen Kirche schuldig ist. Nicht daß sie etwa schimpft

oder überrascht tut, daß ihr das Könnlein ins Haus geweht wurde, bewahre! Sie stemmt nur die knöchigen Hände in die Seite, daß die Ellenbogen edig, wie ornamental gestemmte Heften an beiden Seiten ihres schlanken Leibesgefäßes absteigen, und betrachtet die Zitternde von oben bis unten, als hätte sie all ihr Lebtag noch keine Ordensschwächder gesehen. Dabei entfährt ihrem großen, schmal-kippigen Munde ein boshaftes, mederndes Lachen, das der kleinen Schwester Eudoxia, die demütig vor der Lauge steht, durch Mart und Vein geht. Dann wirft die Lauge einen schnellen Blick nach dem Nebenzimmer, das mit einer Gläsern nach dem Gang zu sieht, streckt bedeutungsvoll den Zeigefinger aus — das Könnlein wird ganz klein, ganz blaß und ganz samal. O, das ist nicht mehr die Moide aus dem Birtschgau, die vorhin das heilige Kleid so fest gepackt und geradewegs in die Birtschhaft hineingeschossen ist, es ist die Schwester Eudoxia aus dem Kloster Ladins.

Drinnen sitzen zwei geistliche Herren, ein alter Kurat und ein junger. Nun ist alles verloren! Das Könnlein kniet zusammen und sinkt auf den Küchenstuhl, die Hände vor dem Gesicht, durch die Finger rinnen langsam die Tränen.

„Well, jetzt kannst du röhre?“ leist leise die Knöchige, die noch immer einen Arm kriegerisch eingestemmt hat, und wirft rasche Blicke nach dem Nebenzimmer.

„Nach' di schnell außer oder —“
Das „Außerwerden“ ist die einzige Wohlthat, die sie dem Könnlein zu erweisen hat, und die kleine Nonne duckt sich auch gleich gehoriam.

Aber da hat der Alte drinnen das dunlle Schwesterhabt schon gesehen; mit einer sonderbaren fahigen Hast kommt er herausgetappt, er hinkt ein bißchen und reißt sich die Knie wie einer, der vom langen Hoden steif geworden ist. Ein paar mal wendet er schnell den Kopf zurück, dann heißt er barsch die Birtin gehen. Sie geht nicht ohne Protest und murmelt noch, als sie die Türe des Nebenzimmers öffnet, aus der die hohe leidenschaftliche Stimme des Kuraten kommt, der mit einem Dritten in einen erregten Disput verwickelt ist.

Still und ergeben, mit gefalteten Händen, wie vor dem Jüngsten Gericht, sitzt das Könnlein vom Kloster Ladins da; sogar das Heulen hat die Arme vergessen, nur an der roten, glänzenden Stumpfnase hängt noch ein Tränlein.

„Geld möchtest Du?“ fragte der alte Herr hastig und stellt sich so, daß man die kleine Schwester nicht sehen kann. „Kein Geld hast du und fort möchtest? Gleit fährt der Zug daher — da!“

Er drückt ihr etwas in die Hand. Das Moidele schnell auf, die dunlle Kutte huscht an dem Alten vorbei, mit beiden Händen hält sie das Moidele hoch, daß es besser springen kann. Ein paar derbe Bauernbeine in blauen Strümpfen kommen zum Vorschein; die blauen Strümpfe rennen über die Straße zum Schalter, vom Schalter nach dem Bahnsteig, heben sich dann in den Zug, der pustend weiterfährt, eine dicke, schwarze Rauchwolke ausstößend, daß man das weiße, stolze Kloster Ladins nicht mehr sehen kann, das hoch über dem Eisack auf schroffem Fels steht und mit vielen blinkenden Fenstern und drei wuchtigen Türmen über das Tal hinschauet.

Gicht und Ernährung.

Die Gicht ist ein unerschöpfliches Thema, nicht nur für den, der von ihr befallen ist und wirklich ein Recht hat zu klagen, sondern auch für die Aerzte. Das ist kein gutes Zeichen, weil um so mehr von einer Krankheit gesprochen wird, je mehr ihre Heilung in Frage steht. In der Tat ist der Gicht mit Verschreibungen von Verzetzen wenig beizukommen, und da außerdem die allgemeine Ansicht dahin geht, daß der Gichtkranke sich sein Leiden wenigstens zu einem Teil selbst verdient hat, und zwar durch etwas zu reichlichen Genuß des Lebens und seiner Freuden, so scheint es beinahe, als ob auch die Aerzte diese Krankheit als eine Art von berechtigtem Verhängnis betrachten. Diese Anschauung würde auch insofern richtig sein, als eine durch langjährige Fehler in der Lebensweise erworbene Krankheit in kurzer Zeit durch gewaltsame Mittel gehoben werden kann. Wenn trotzdem so viel über die Gicht geschrieben wird, so liegt es einmal an ihrer weiten Verbreitung und zum Teil sicher auch daran, daß gerade die wohlhabenderen Kreise von ihr betroffen werden. Solche Leute sind recht geeignet, dem Arzt eine lange und lohnende Behandlung zu versprechen, und deshalb wendet man sich auch mit besonderer Aufmerksamkeit der Ausarbeitung von Lebensregeln zu, durch die man hoffen darf, einem Gichtkranken seine Schmerzen und Beschwerden zu erleichtern und allmählich zu heben. Das ist eine dankbare Aufgabe, zu der freilich gewöhnliche Vorschriften über die Ernährung nicht immer genügen. Meistens müssen noch Bäder verordnet werden oder auch Bestrahlungen verschiedener Art. Zweifelloß aber ist eine Summe von Fehlern in der Ernährung im Verlauf längerer Zeit neben der vererbten Veranlagung die hauptsächlichste Ursache der Gicht, und daher ist es eine logische Schlussfolgerung, daß auch die Heilung durch den Magen gehen und bei der Ernährung einsehen muß. Gerade dem Gichtkranken, die es meist anders gewöhnt gewesen sind, ist es besonders lästig, nach einem schmalen Speisetisch und einer noch kleineren Riste von Getränken leben zu sollen, aber nach einem alten Sprichwort wird jeder daran gestraft, womit er gesündigt hat. Es wird auch kaum jemand Einspruch dagegen erheben, wenn er dessen sicher sein kann, durch seinen Gehorsam wieder gesund zu werden.

Leider sind nun die Forschungen über die Wirkung der verschiedenen Nährstoffe und Nahrungsmittel auf die Gicht noch keineswegs völlig geklärt. Immerhin können einige Grundsätze als feststehend betrachtet werden, und über diese hat sich Professor Garrod in einem auf dem letzten Kongress für Physiotherapie gehaltenen Vortrag, der jetzt im „Lancet“ veröffentlicht worden ist, auf Grund reicher Erfahrungen ausgesprochen. Was zunächst die Eiweißstoffe betrifft, so ist ihnen eine besondere Beachtung zu widmen, da bei den Gichtkranken mit der Zeit fast immer auch Veränderungen in den Nieren und ihrer Tätigkeit auftreten. Diese Beobachtung hat zu einer ziemlich allgemeinen Anerkennung der Vorschrift geführt, daß Gichtkranke in der Aufnahme von stark eiweißhaltigen Nahrungsmitteln etwas vorsichtig sein und namentlich nicht mehr als einmal am Tage Fleisch genießen sollten. Da die Verdaulichkeit dabei eine wichtige Rolle spielt, so wird Hammelfleisch eher gestattet als Rind- und Schweinefleisch, und von Geflügel Hühner, Puten, während Gänse und Enten verboten werden. Auch frisches Wild wird meist erlaubt. Die neuere Forschung hat diese Praxis etwas abgeändert, da jetzt angenommen wird, daß weniger das Protein als die sogenannten Purine für den Gichtkranken schädlich sind. Daher gelten Milch, Eier und Käse, die fast purinfrei sind, als treffliche Speisen für den Gichtleidenden. Zu vermeiden sind starke Fleischsuppen und Saucen, da sie schädliche Auszugstoffe enthalten. Das gleiche gilt vom Bratenfett. Es ist also zu berücksichtigen, daß die Art der Zubereitung eines Gerichts die Beförmlichkeit für einen Gichtkranken wesentlich bestimmt.

Gemüsesuppen werden allgemein empfohlen, aber auch dabei sollten Unterschiede gemacht werden, da einige Pflanzenstoffe ziemlich viel Purin enthalten, andere zu schwer verdaulich sind. Gemüse, die aus Blättern hergestellt werden, sind in gelöschtem Zustand meist mehr anzuraten, als solche, die in Wurzeln bestehen. Spinat ist mit wenigen Ausnahmen sehr zuträglich, ebenso Tomaten, obgleich gerade sie in dieser Hinsicht schwer vertragen werden sind. Gezuckerte Früchte werden widerraten, Pepsel, Orangen und Zitronen gestattet. Es ist aber nicht zu übersehen, daß im einzelnen noch eine große Unsicherheit und viel Widerspruch in den Bezordnungen und Verboten besteht. In der Hauptsache sollte sich der Gichtkranke einen Rat zu Herzen nehmen, den eigentlich auch jeder gesunde Mensch befolgen müßte, nämlich ein Uebermaß einer Speise überhaupt zu vermeiden, auch wenn, oder gerade wenn er eine besondere Liebhaberei dafür hat. Die Liebhaberei muß man sich eben etwas abgewöhnen, wenn man erst in den Zustand der Gicht geraten ist. Dieser Satz gilt vor allem gegenüber dem Zucker. Es ist wahrscheinlich nicht richtig, die Zuckeraufnahme, wie es häufig geschieht, Gichtkranken gänzlich zu unterlagen, weil sie leicht Verdauungsstörungen herbeiführt. Man sollte süße Speisen nur mit besonderer Vorsicht genießen, aber ohne sie ganz zu vermeiden.

Die Kohlehydrate werden am besten hauptsächlich in der Form von Brot, Kartoffeln und Milchpudding aufgenommen, wobei wiederum frisches Brot als schwer verdaulich fortbleiben sollte. Einem Gichtkranken aber die Meinung beizubringen, daß jedes Stückchen Zucker Gift für ihn sei, ist eine ungerechtfertigte Härte. Ebenjowenig stimmt Professor Garrod einem Verbot von fetten Speisen bei. Auch bei ihnen hängt die Beförmlichkeit wesentlich von der Zubereitung ab, auch von dem gesamten Körperbefinden, Wer beispielsweise zur Fettleibigkeit neigt, wird sich in diesem Punkt mehr Beschränkung auferlegen müssen als magere Leute. Eine besonders heisse Frage pflegt für den Gichtkranken die Wahl der Getränke zu sein, und es wird ihm recht hart in den Ohren klingen, wenn der erfahrene Arzt ihm versichert, daß das beste Getränk für ihn das Wasser sei. Kleine Mengen von Alkohol können vielleicht erlaubt werden; aber die Anschauung, daß alkoholische Getränke bei der Erregung der Gicht eine sehr wichtige, wenn nicht die Hauptrolle spielen, erscheint zu fest begründet, als daß ihr noch widersprochen werden könnte. Leichte Weißweine werden oft ziemlich gut vertragen, noch besser ein Apfelwein, der vielfach sogar als ein Mittel gegen Gicht gepriesen wird.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Bangs Gründerroman. Die Fischersche Romane Bibliothek bringt einen Roman von Germ. Bang, betitelt: „Zusammenbruch“, der eine wertvolle Darstellung des Gründertums der 80er Jahre und des in ihm sich offenbarenden sozialen Kräftespiels gibt.

In einer der Einleitungen seines Stizzenbuches „Aus der Kasse“ läßt Bang jemanden fragen: „Wieviel Mittagsgesellschaft haben Sie bereits arrangiert, Herr Bang? Man kann kein Buch von Ihnen aufschlagen, wo die Leute nicht bereit sind, zu Tische zu gehen.“ Und er antwortet: „Wo anders sollte ein Romanschriftsteller Menschen treffen, sie treffen und entschleiern, als dort, wo sie zusammenkommen.“ Auch in dem Roman „Zusammenbruch“ wird ausreichend gegessen und getrunken, treffen sich die Menschen bei Tisch und bei festlichen Gelegenheiten und geben die Geheimnisse ihrer Existenz preis. Aber in den Mittelpunkt hat er da etwas gestellt, das durch seine weitreichenden Einbeziehungen der verschiedensten sozialen Schichtbildungen noch geeigneter erscheint,

als etwa die Tafel der alten Egzellenz im „grauen Hause“, die Menschen zusammenzubringen und das große Bild des Lebens einer ganzen Stadt und einer ganzen Gesellschaft Wirklichkeit werden zu lassen.

Im Mittelpunkt dieses Romans steht das Theater. Nicht die Welt der Kuliszen und der Schminke, sondern das Theater als wirtschaftlicher Organismus in der stehenden Wechselwirkung mit dem gesamten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Organismus einer Stadt und einer Epoche: Kopenhagens in der Gründerperiode zu Beginn der 80er Jahre. Der Charakter und das Schicksal dieses ersten Gründerunternehmens läßt im Bilde Charakter und Schicksal der Umwelt, aus der es hervorwuchs, läßt die ganze Hoffnungslosigkeit des kleinen verstümmelten Dänemark schauen. Dänemark will seine Wunden in einem Rausch der Entwicklung, zu der ihm Raum und Mittel fehlen, vergessen. Wir sehen nun, wie diese Talmi-Entwicklung von geriffenen Unternehmerbegabungen vorgeläufigt wird. Wir sehen Dänemarks beste Jugend, die an den Fiebertraum einer großen Zukunft glaubt, sich als Baumeister dieses Lustschlosses betätigen, bis das Hereinbrechen der Krisis sie befehrt, daß sie den Grund nicht gekannt, auf dem sie bauen wollten, und daß sie nur den Borspann abgegeben für die zweifelhaftesten Schieber. Und der Rest ist Nulllosigkeit, Verzweiflung.

Ein weites Kulturbild schafft Bang in der Geschichte eines Theaterstücks. Er veranschaulicht das ganze Spiel der Kräfte, das die Epoche und ihr Schicksal wirft. Alles ist lebendig in diesem Bilde; denn alles ist in kontinuierlichem Flusse. Es ist wundervoll, wie Bang die Welt des Theaters aufbaut, und wie er dieses begrenzte Unternehmen unmerklich, ohne gewaltsam zu symbolisieren, in die Sinnbildhaftigkeit hinüberführt. Auf den ersten Blick erscheint das Werk in seiner totalen Stimmung als eine wesentlich bänische Angelegenheit. Aber abgesehen davon, daß auch anderswo Theater gegründet werden und vertragen, zeigt das Werk so starke allgemeine Züge, die für das industrielle Glückrittertum von charakteristischer Bedeutung sind, daß der Roman durch sie direkt zu einem wertvollen europäischen Kulturdokument wird. Das Original des Buches erschien bereits 1887, und es ist verwunderlich, daß es bisher so wenig außerhalb Dänemarks beachtet wurde. P. S.

Erziehung und Unterricht.

Schulgeseinnung. „Wann lernen unsere Schüler oft nur in so geringem Maße die Schule als eine Stätte ansehen, an der ihnen hohe Werte zur Aneignung dargeboten werden?“ Professor Hugo Gaudig aus Leipzig ist es, der im 5. Heft der „Zeitschrift für pädagogische Psychologie“ diese Frage aufwirft und ihre Beantwortung versucht. Das Ergebnis seiner langen Auseinandersetzungen ist von allgemeinem Interesse. Zunächst stellt der Verfasser fest, was unter Gesinnung zu verstehen ist. Demnach ist „Gesinnung eine dauernde Verfassung der Seele; diese Verfassung betätigt sich in dem gleichmäßigen Werturteil über die von der Gesinnung umspannten Objekte“. Nun ist der Wert jeder einzelnen Handlung von unserer Gesinnung der Handlung gegenüber abhängig. Dazu kommt, daß die Gesinnungen die wertvollsten Spuren sind, die das Erleben, die das Leben hinterläßt. Da, wo sich Gesinnungen bilden, verliert das Leben seine Unbestimmtheit, das Gefühlslieben seine Unfestigkeit und Labilität, das Werturteil seine Unsicherheit und Ungleichmäßigkeit, das Wollen wird freier von Motivschwankungen, das Handeln legt den Charakter der Prinzipienlosigkeit ab.

Wäre es darum nicht von großer Bedeutung, wenn die Schüler ihrer Schule eine gute Gesinnung entgegenbrächten? Woher kommt es, daß unsere Schüler ihre Schule so selten lieb gewinnen. Vor allem daher, daß die Schule, die eine so ungeheure Fülle von Werten übermitteln könnte, diese Werte zum größten Teile dem Lernenden zur Gewohnheit, zum Zwang. Nur selten hat der Schüler das Gefühl, daß das alles für ihn geschieht; meistens glaubt er für den Lehrer zu lernen. „Die Schule der Zukunft wird ernstlich darauf bedacht sein müssen, sich bei ihren Jünglingen dadurch zu akkreditieren, daß sie ihren „Lebenswert“ anschaulich und erlebbar macht.“ Vorläufig sind wir aber noch weit davon entfernt, denn „so lange und so weit die Schule aber noch dem Grundlay „Positives Wissen“ wahre Helatomben opfert, so lange kann von wirklicher Kraftbildung nicht die Rede sein.“ Jede Unterrichtsstunde, jeder Gegenstand muß dem Kinde Werte vermitteln, und der Schüler selbst muß sie auffinden helfen. Erst dann wird er das Gefühl haben, daß er etwas empfängt.

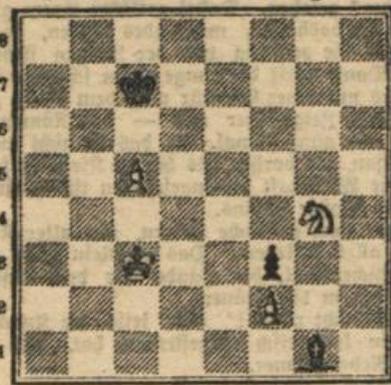
Außerordentlich nützlich wäre es, wenn die Schule dem Schüler zeigte, daß sie „ein Geschlecht erziehen will, das in seiner idealen Kraft über uns hinauswächst“.

Unserer Meinung nach spielt der Konflikt zwischen den Anschauungen des Elternhauses und zwischen denen der Schule eine Rolle in der Schulgesinnungsfrage, die noch sehr unterschätzt wird.

Es wäre eine dankenswerte Aufgabe, die Tragweite dieses Konfliktes im Seelenleben des Kindes einmal näher zu untersuchen. Vielleicht läßt sich dann der Schulgesinnungsfrage noch eine ganz andere Seite abgewinnen, als die der Verläßlichkeit. T. S.

Schach.

Unter Leitung von E. Alapin.
Studien-Turnier der Strategie.



Weiß zieht und gewinnt.

Lösung:

mehr beide Freibauern gleichzeitig aufhalten, zur D. zu gehn.
K64; 11. B. KXS; 12. B. Ld5; 13. c6 und Schwanz kann nicht
Ld2; 7. Kc4, Kc6; 8. KXf3, Kd5; 9. Kc4, Lc7 (Kc4; 14); 10. f4.
Bum wird es leicht. 3. B.; 4. Kd7; 5. Sc7; Kc7; 6. Sd3.
4. Sc7 Dber 3. Kc8; 4. Kc1 nebst Sg4-e6-d5; 4. Kc4-d5.
Kd6, Bgm. Sg4-e6-d5; 3. Kc4-d4, Kd7-c7 (9. Kc6;
12. Kd7; 3. Sc7; Dber 2. Kc7; 3. Kd5 nebst
3. Kc4, Kd7; 4. Sc7 nebst KXf3 und Sd3). 2. Kc3-c4, Kc6-b7
bezw. Sg4-e6-d5 x. Dber 1. Kd7; 2. Kd4, Kc6;
mitis). 1. Kc7-c6 (1. Kc8; 2. Kc9 nebst Kd6,
1. Kc3-d3 (1. Kc4, Kc8; Dber 1. Kd4, Kd7) führt zu

In Breslau wurde am 6. Juni 1905 zwischen zwei Amateuren folgende theoretische sehr bedeutsame Partie gespielt.

Spanisch.

Rossi Soud
1. e2-e4 e7-e5
2. Sg1-f3 Sb8-c6
3. Lf1-b5 a7-a6
4. Lb5-a4 Sg8-f6
5. 0-0

13. f3xe4 Lc6-g4
14. Dd1-d2 Dd8-h4
Nun droht 3. Dg. Sc4 und auf
15. Df2 kann mindestens 15. ...
DXD+; 16. KXD, Sd3? nebst SXT
folgen.
15. g2-g3 Dh4-h5
16. Dd2-g6 Dh5-h3
17. Lb3-d1

Wir hatten zuerst im Gegensatz zu fast sämtlichen Autokritiken den lieblichsten Tzslug als gegen die Grundidee der Spanischen Partie verstosend bezeichnet (Dz21). Dies wird in der gegenwärtigen Partie beweiskräftig bestätigt.

6. ... Sf6xe4!
6. d2-d4 b7-b5
7. La4-b3 d7-d5
8. d4xe5 Lc8-e6
9. e2-c3 Lf8-e7
10. Tf1-e1

Auf „17. Dh4“ führt E. Bergmann im „D. B.“ aus: „17. ... DXD; 18. gXh3, e5; 19. Sf5, LXS; 20. eXf5, e4; 21. Ld1, Sd3; 22. Ld2, SXT; 23. LXS, Te8; 24. Lf2, Te5; 25. Lg4, h5; 26. Lh5, Te2 mit Vorteil für Schwarz.“ Dber „17. LXd5? (Ld4, Sf3); 17. ... Sf3?; 18. SXS, LXL; 19. Dd2, Lc5? und gewinnt.“

Zu der Zulassung dieses betreffenden Entwicklungszuges liegt der Krebschaden von 5. 0-0.
11. Sc3-d4
Diese von Dr. Tarrasch herrührende Melhode ist die allgemein übliche (10. Sbd2, Sd5; 11. Lc2, Lg4; Bon — droht SXe5 — nebst evnt. Sc6 und Lg4-h5-g6 etc.)
10. ... 0-0
Auch hier ist Sc5 nebst Lg4 (von Dr. Lasfer) angängig.

17. ... Lg4xd1
18. Tolxd1 e7-e5
19. Lc1-f4 h7-h6
20. Dg5-f6 Se5-g4
21. Td1-d2 g7-g6
22. Df5xf6 Ld6xf4
23. Sd4-f3

Hieraus basiert eine bekannte Falle von Dr. Tarrasch: falls nämlich jetzt 11. ... Dd7? so 12. SXL nebst TXS1 mit Figurengewinn. Man nahm bisher an, daß also 11. ... SXS geschehen müsse, worauf 12. cxd4 mit der Drohung f3 nebst evnt. h2-h4 den Weissen in Vorteil bringt. Schwarz widerlegt aber die Annahme durch
11. ... Sc6xe5!
12. f2-f3 Le7-d6!

Weiß hat lauter Zwangszüge (23. gXf4, Sc6) mit Damengewinn.
23. ... Lf4xd2?
Mit Lc3? war f in 4 Zügen.
24. Dd5xd2 Ta8-d8
25. Dd2-e2 Td8-d7
26. Sb1-d2 Tf8-d8
27. Sd2-b3?

Sf1! leiste längeren Widerstand.
27. ... Td8-d3
28. Ta1-f1 Td3-c3
29. De2-g2 Dh3xg2f
30. Kg1xg2 Te3-c2f
31. Kg2-h3 h6-h5
32. Sb3xc5? Td8-d2
33. Tf1-h1 Sg4-f2f
Aufgegeben.

Briefkasten. Berlin N. O. Es ist richtig, daß nach 1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lc4, Sf6 („Preußisch“) Dr. Tarrasch („D. B.“, 27. Juni) die von uns befürwortete, übrigens auch klassische und allgemein übliche Entgegnung 4. Sg5! als „ganz miserablen Stümperzug“ bezeichnet. Jedoch gibt er keine, wie immer geartete Begründung, an dieser Stelle an. Da uns auch keine sonstigen Gründe gegen den Zug bekannt sind, können wir Ihnen nur die Ausführungen unserer zwei letzten Schachspalten in Bezug auf „Preußisch“ empfehlen.